

Peter Heintel

ÜBER LANGFRISTIGKEIT

Es gibt ein verhaltenswirksames menschliches Grundmuster, das einst zweckhaft, heute problematisch, wenn nicht überlebensbedrohend ist: Kurzfristigkeit. Man denkt nicht „über den Morgen hinaus“, schon gar nicht über Generationen. Im unmittelbaren, mühsamen Überlebenskampf früher, oder wenn man „von der Hand in den Mund leben muss“, ist das Denken in kurzen Fristen“ nachvollziehbar. Bestenfalls rechnet man in Jahreszeiten; man muss schauen, wie man durch's Jahr kommt. Sorge und Not lassen keinen Blick in fernere Zeiten zu; wer weiß, ob man sie überhaupt erleben wird. In weitere Zukunft hinein sahen nur Utopisten, religiöse Propheten oder Astronomen, die voraussagten, wann die Sonne sich verfinsterte oder der Mond. Sie hatten es nicht schwer, weil sich die Gestirne in ewig voraussagbaren Bahnen zu bewegen schienen. Dem „normalen“ Menschen waren diese Zukünfte so fern wie möglich, sie gingen ihn auch kaum etwas an und ließen seinen Alltag unberührt. Als Lohn für ein gutes Leben und rechtschaffene Alltagsbewältigung versprach man ihm eine ewige Zukunft nach seinem Tode, ein Jenseits voller Gerechtigkeit. Allerdings war es übliche Pflicht, zumindest für seine Nachkommen so gut wie möglich zu sorgen, später wollte man sogar, dass sie es einmal besser haben sollten, als ihre Väter und Mütter.

Auch unsere tieferen Gefühle scheinen von längeren Fristen wenig berührt zu werden. Es kratzt uns wenig, wenn man uns von Katastrophen spricht, die vielleicht einmal in fünfzig, hundert Jahren eintreten könnten. Wir denken uns: „wer weiß ...“ und überhaupt, „es muss ja nicht gerade uns treffen; wahrscheinlich gibt es uns dann ohnehin nicht mehr.“ Tief verankert ist das alte Muster, ferne Zeiten lassen uns kalt.

Immer schon hat ökonomisches Denken dazu geneigt, Kurzfristigkeit zu unterstützen, größere Umsätze in

kürzerer Zeit, bringen im Allgemeinen mehr Gewinn. Die Börsen versprechen es immer wieder und die Aktionäre wollen auch nicht lange warten. Ein schneller Gewinn erfreut und zwingt Unternehmungen in immer kürzeren Zeiten Dividenden auszuwerfen.

Auch unsere Technik hat ihre Rechtfertigung immer wieder aus kurzfristiger Bewährung gewinnen können. Je schneller etwas umgesetzt werden kann, umso besser. Wir wollen am Erfolg teilhaben und Nutzen daraus ziehen. Schließlich unterstützen auch schnell wechselnde Moden, kurze Produktzyklen, Innovationsfiebrigkeit und Konsumbeschleunigungen die Haltung der Kurzfristigkeit.

Wozu überhaupt Langfristigkeit, wieso brauchen wir sie?

Konzentrationen kollektiver Energie waren immer langfristig wirksam. Vom Kanalbau im alten Ägypten, von dem heute noch die Nilebene lebt, bis hin zur Erfindung moderner Technologien, von denen gesagt wird, dass sie für die nächsten Jahrhunderte die Weichen stellen. Großtechnologien sind ja darauf aus, nur langfristig zu funktionieren allein deshalb, weil sie ungeheurerer Investitionen bedürfen. Ob wir es wollen oder nicht, wir bestimmen langfristig Zukunft und ketten damit einige kommenden Generationen an unsere Entscheidungen - ohne dass sie dabei mitreden können, eben weil sie es noch nicht können. Wir verpflichten sie oder lassen ihnen die Folgen, ohne ihre Verantwortung mitzutragen. Früher trug man schwer unter dieser sich fortsetzenden Gewaltigkeit der Ahnen. Heute tut man so, als würde man sie dauernd überwinden, sie in der Geschichte zurücklassen. Das stimmt nur eingeschränkt: wir haben unsere Welt mit Sachzwängen ausgepflastert und es wird auch zukünftigen Generationen nicht leicht fallen, die ausgetretenen Pfade zu verlassen. Unsere Angst vor der unsicheren Zukunft bekämpfen wir, indem wir sie vorherzubestimmen versuchen; um den Preis, dass unsere Kinder keine „eigene“ Zukunft mehr haben werden. Um zu wissen, was wir heute schon mit fernen Zeiten „anstellen“ können, brauchen wir Langfristigkeit. Auch früher schon gab es bei menschlichem Eingriff in Natur und Geschichte fatale Folgewirkungen. Heute sind wir so weit, dass wir ob ihrer Langzeitwirkung



Folgen gar nicht mehr abschätzen können. Außerdem sehen wir immer nur vordergründig die direkten gewollten und gewünschten Wirkungen. Nicht die „Nebenwirkungen“. Diese blenden wir gerne aus und betrachten sie als Unfälle, Zufälle, menschliches Versagen.

Bei der Größe, Gewalt, Verbreitung und Vernetzung unserer technischen und ökonomischen Leistungen käme ein voraussehendes Wissen über alle Folgen und „Nebenwirkungen“ fast der Allwissenheit gleich. Was wir aber wissen ist, dass wir unaufhaltsam langfristige Wirkungen in Gang setzen, die kaum kurzzeitig korrigierbar sind. (Man kann sehen, wie schwer es für viele Länder derzeit ist, aus der Atomenergiewirtschaft auszustiegen). Wir erkaufen uns also kurzfristige Erfolge, um den Preis langfristiger Nebenwirkungen und womöglich der Ohnmacht, ihre verderblichen Folgen zu korrigieren. Es scheint aber heute keine größere Kurzeiterfolge mehr zu geben, die nicht ihre Erstreckung in eine unabsehbare Zukunft zeichnen.

Ein altes Muster steht zur Disposition. Wir müssten uns in Langfristigkeit einüben. Wie kann das gehen? Ich sehe einen technischen, einen organisatorischen und einen politischen Weg. Computersimulationen ermöglichen uns ein variantenreiches Spiel mit Zukunftsmöglichkeiten; immerhin, wir nehmen nicht die erstbeste ökonomisch sich empfehlende Lösung. Wirkungsforschung wäre in intensivem Ausmaß zu institutionalisieren; alle unsere Erfolge sofort auf Nebenwirkungen, Begleitfolgen zu kontrollieren. Wir müssen uns ständig rückmelden lassen, was wir eigentlich tun. Jetzt verzichten wir vielfach darauf, und stehen dann überrascht und zu spät vor den Folgen. Schließlich bräuchte die ausstehende Zukunft einen politischen Ort. Zukünftige Generationen sollten „real“ vertreten sein, eine parlamentarische Stimme haben. Gerade weil sie noch nicht existieren, ihre Existenz aber heute schon betroffen ist, brauchen sie Repräsentanz. Es müsste Menschen geben, die sich bereit erklären, sich hier in Langfristigkeit einüben zu lassen; die bereit sind, Modelle zu entwickeln, in denen sie gegenwärtig wirksam gemacht werden kann.

Margit Schäfer

DIENSTLEISTUNGEN DER FREIZEIT **Basiswissen und Schlüsselkompetenzen**

Zunehmend mehr Menschen arbeiten in der Freizeit und für die Freizeit anderer Menschen. Für diese Berufsfelder braucht es nicht nur fachlich gut ausgebildete DienstleisterInnen, sondern insbesondere sozial kompetente Menschen, denen es nicht nur um den Verkauf eines Freizeitprodukts geht, sondern deren Anliegen die Bedürfnisse ihrer KundInnen sind. Diese Fähigkeit setzt ein hohes Maß an Vorwissen, Interesse und Empathie voraus. Schlüsselkompetenzen sind also mehr als ein fachliches Handwerkszeug, sind keine Fertigkeiten, sondern Fähigkeiten, die zunehmend exklusiveren Ansprüchen der KundInnen an die Freizeit und die gesellschaftlichen Notwendigkeiten und Anforderungen an eine sinnvolle Freizeitgestaltung zu vereinbaren.

Leistung im Dienste der Freizeit

Während Arbeitsplätze, die der modernen Industriegesellschaft ihre Identität und Legitimation gaben, immer weniger werden, nimmt der kommerzielle Dienstleistungssektor stetig zu und dies vor allem in einer Vielzahl von Freizeitdiensten: im Gesundheits- und Betreuungsbereich, bei Hobbies, Sport und Unterhaltung, in Haushalt und Urlaub.

Kommerzielle Dienstleistung dominieren das weite Feld der Freizeitangebote und meinen zweierlei:

Dienstleistung für Freizeit:

Schaffung eines Freizeit-Raumes für berufstätige Menschen, indem ihnen Alltagsarbeit und die Einhaltung restriktiver Zeitrahmen wie z. B. durch Öffnungszeiten von Kindergarten und Schulen abgenommen werden. Insbesondere durch die vermehrte Berufstätigkeit von Frauen steigt die Nachfrage nach Dienstleistungen im Haushalt und in der Kinderbetreuung: Jobs für Frauen schaffen Jobs für Frauen. Dienstleistungen für Freizeit setzen schattenhaft die „typischen“ Hausfrauenerarbeiten fort und werden in nur wenigen Fällen zu einer Vollbeschäftigung führen. Qualifikationen, die in der eigenen Familienarbeit erworben wurden, werden in zumeist atypischen Beschäftigungsverhältnis-